

SWR2 Leben

Patriotismus versus Demokratie? Die Uneinigen Staaten von Amerika

Von Lotta Suter

Sendung: 10.11.20, 15.05 Uhr

Redaktion: Nadja Odeh

Regie: Lotta Suter

Produktion: SWR 2020

SWR2 Leben können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören:
<https://www.swr.de/~podcast/swr2/programm/SWR2-Tandem-Podcast,swr2-tandem-podcast-100.xml>

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert. Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...
Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

Jeweils im Spätherbst, wenn die wilden Truthennen über die große Wiese hinter meinem Haus in Vermont ziehen, lanciert die nationale Veteranenorganisation einen Schreibwettbewerb für junge Amerikanerinnen und Amerikaner. Diese Patriot's Pen oder «Patriotenfeder» gab es schon als meine Kinder vor einem Vierteljahrhundert US-amerikanische Schulen besuchten. Und es gibt das Preisausschreiben heute noch. Truten und Patrioten lassen sich durch Straßenproteste, Trump-Tweets, Wahlfieber und Corona-Krise nicht aus ihrem gewohnten Trott bringen.

Das diesjährige Aufsatzthema lautete: «Was heißt Patriotismus für mich?» Das weiß ich von meiner dreizehnjährigen Enkelin, die im US-Bundesstaat Maine lebt. Seit Beginn der Corona-Krise und den Schulschließungen im März haben wir zwei uns digital kurzgeschlossen. Ich bringe ihr jede Woche etwas Schweizerdeutsch bei, sie macht mit mir Aerobic. Vor kurzem jedoch suchte sie meinen professionellen Rat als Journalistin, weil ihr Patriot's Pen-Beitrag von der Lehrerin als «zu wenig patriotisch» zurückgewiesen worden war.

Genau dasselbe, nämlich mangelnden Patriotismus, hatte mir vor fünfzig Jahren mein US-amerikanischer Geschichtslehrer vorgeworfen. Sogar von der Austauschstudentin aus der Schweiz verlangte er bedingungslose Hingabe ans Gastland. «America love it or leave it!» sagte man damals zu den Vietnamgegnern: Liebe Amerika oder hau ab! Mir fällt auf: Auch 1970 waren die USA zutiefst entzweit. Die Bürgerrechtsbewegung gegen Rassismus und der Vietnamkrieg spalteten die Bevölkerung in unversöhnliche Lager. Die feministische Bewegung stellte patriarchale Werte in Frage. Der Zusammenhalt der Gesellschaft war gefährdet. Und der damalige Regierungschef, Richard Nixon, war wie Donald Trump eine höchst umstrittene und korrupte Führungsfigur.

Vielleicht strich mein Geschichtslehrer damals in bester Absicht Patriotismus wie dickflüssigen Balsam auf die Wunden der verletzten und verletzlichen Nation. Als Historiker hätte er allerdings wissen müssen, dass man tiefe gesellschaftliche Risse auf Dauer nicht einfach zuschmieren kann. Dass die schwärenden Zerwürfnisse wieder aufbrechen werden. So wie jetzt.

Nicht nur die harten hässlichen Worte haben in den USA zugenommen. Es gibt auch immer mehr physische Gewalt. Politische Auseinandersetzungen werden mit Fäusten, Messern oder protzigen Geländefahrzeugen ausgetragen. Die Waffenverkäufe steigen steil an. Und der noch amtierende Präsident der USA, der sich voreilig und selbstherrlich zum Wahlsieger erklärte, heizt die Konflikte nach Kräften an. Ist das wirklich patriotisch? Ist es noch Demokratie?

1. Musikeinlage Adoration. 43sec. lang (0 - 43 Sekunden)

Vier Fünftel aller Amerikanerinnen und Amerikaner haben heute keine Freunde mehr, die zum gegnerischen politischen Lager gehören. Diese Rundfunknachricht höre ich beim Kochen wie nebenbei. Ich schnipsle mein Gemüse und überlege. Ja, da gehöre ich auch dazu. In meinem engeren Bekanntenkreis gibt es niemanden, der zugibt, Trump gewählt zu haben. Und da, wo ich rechtskonservative Ansichten vermute, rede ich lieber übers Wetter, damit die Verständigung nicht vollständig abbricht. Ich

bin sehr froh, dass in unserer kleinen Streusiedlung dieses Jahr niemand politische Wahlplakate in den Garten stellte, so wie das in den USA sonst üblich ist. Es würde mir schwerfallen, eine Nachbarin freundlich zu grüßen, von der ich mit Bestimmtheit weiß, dass sie Donald Trump ihre Stimme gegeben hat. Denn unsere Zukunftshoffnungen und unsere Zukunftsängste sind nicht nur verschieden, sie sind unvereinbar geworden. Wie wir wieder zusammenfinden können, weiß ich noch nicht.

Die USA erlebten gerade eine verstörend normale Wahl in einem ganz und gar nicht normalen politischen Umfeld. Die Großstädte haben wie gewohnt demokratisch gewählt und die ländlichen Bezirke stimmten ebenso verlässlich republikanisch. Alles so, als hätten die Wählerinnen und Wähler nicht vier Jahre Trump erlebt, vier Jahre Lug und Trug und Chaos. Vier Jahre Rassismus und Fremdenhass. Als hätten sie die Kinder vergessen, die an der Grenze nach ihren Eltern schrien. Als hätte Trump in der Corona-Krise nicht auf der ganzen Strecke versagt. Als hätten seine verantwortungslosen Wahlveranstaltungen nicht Zehntausende von Neuinfektionen und Hunderte von Corona-Opfern zur Folge gehabt. Gut 70 Millionen Amerikanerinnen und Amerikaner benutzten am 3. November ihr demokratisches Bürgerrecht, um einen Rechtspopulisten zu unterstützen, der auf die Demokratie pfeift.

Der Wahlsieg von Joe Biden und Kamala Harris ist deutlich und macht Hoffnung. Doch das Resultat ist kein überzeugendes moralisches Referendum gegen Donald Trump und die trumpistische republikanische Partei. Die Wahl von Donald Trump im Herbst 2016 war kein einmaliger Ausrutscher. Der Trumpismus ist keine Ausnahmeerscheinung, sondern Teil der spannungsreichen Geschichte der USA, die genaunommen eine Geschichte zweier Länder ist.

Das eine Amerika meinen wir zu kennen: Es ist das Land der Freiheit und der unbegrenzten Möglichkeiten. Das Land, das Millionen von bedrängten Menschen einen Neuanfang ermöglicht hat. Etwas mehr als die Hälfte der US-Bevölkerung lebt in diesem Land. Diese Leute wollen eine offene Gesellschaft, die Brücken zu bauen versucht zwischen Weiß und Schwarz. Zwischen Männern und Frauen. Zwischen Menschen mit unterschiedlicher sexueller Orientierung. Zwischen gebürtigen Amerikanerinnen und Immigranten. Zwischen den wenigen, die immer reicher und den vielen, die ständig ärmer werden. Zwischen Gesunden und Kranken. Zwischen dem eigenen Land und dem Rest der Welt. Und nicht zuletzt zwischen uns Menschen und der Umwelt, die wir zum Leben und Überleben brauchen. In sieben der acht letzten Präsidentenwahlen haben die Amerikanerinnen und Amerikaner sich mehrheitlich zu diesen Werten bekannt und demokratisch gewählt. Doch wegen des antiquierten und konservativen Systems des Wahlkollegiums haben sie in dieser Zeit bloß fünf Präsidenten stellen können. Einer, der von dieser Verzerrung des Volkswillens profitierte, war Donald Trump.

Die USA sind eine lebendige, vielfältige und sich rasch verändernde Nation. Vor vierzig Jahren bezeichneten sich 80 Prozent aller Amerikanerinnen als weiß. Heute sind es nur noch etwa 60 Prozent. In zwanzig Jahren werden Weiße Amerikaner eine Minderheit sein, falls man dann überhaupt noch in diesen Kategorien denkt. Mehr als

75 Millionen Menschen haben diesen Herbst für dieses zuversichtliche Amerika – und gegen Donald Trump – Stellung bezogen. So viele Stimmen wie Joe Biden erhielt nicht einmal Barack Obama bei seiner historischen Wahl.

2. Musikeinlage Adoration. 23 sec. lang (von 44 – 107)

Eine beachtliche Minderheit der Amerikanerinnen und Amerikaner sträubt sich seit Jahrzehnten, man könnte auch sagen, seit der Staatsgründung vor zweihundertfünfzig Jahren gegen die demografische und kulturelle Öffnung und Weiterentwicklung des Landes.

Sogar der berühmte US-Präsident Abraham Lincoln war seinerzeit Opfer dieser sturen Rückwärtsgewandtheit. Heute ist Abraham Lincoln eine der wenigen historischen Figuren, die von der ganzen Nation als Sklavenbefreier und als Bewahrer der Union gefeiert wird. Doch als er 1860 für das Präsidenschaftsamt kandidierte, bedrohte er mit seinen egalitären Ideen den Status Quo. Er war eine Gefahr für das auf Sklaverei beruhende Wirtschaftssystem und die kulturelle Identität der Südstaaten. Die Weißen Herren gaben ihre Vorherrschaft nicht kampflos auf. Sie versuchten den unwillkommenen Erneuerer mit Morddrohungen und Attentaten einzuschüchtern. Sie behaupteten, Abraham Lincoln und sein Mitkandidat Hannibal Hamlin seien in Wirklichkeit gar nicht weiß, sondern Mulatten, Mischlinge, und somit nicht wählbar. Die Sklavenhalter verbreiteten auch das Gerücht, Abraham Lincoln sei ein Teufel mit Hörnern und Schwanz, der Menschen fresse. Präsidenschaftskandidat Lincoln, hieß es ausserdem, sei ein Sozialist und wolle den Reichen ihr Geld wegnehmen.

Seit damals prägen vergleichbare rechtspopulistische Strategien zur Verteidigung weißer Herrschaftsprivilegien die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen in den USA. Die Arbeitskämpfe des frühen 20. Jahrhunderts, die Fremdenfeindlichkeit vor dem zweiten Weltkrieg und der kulturelle Umbruch der 1960er Jahre waren heftiger und gewalttätiger als anderswo. Denn Politik wurde in diesem Land, das als Kolonienverbund begann, nur von den Unterdrückten als Aushandeln verschiedener Interessen verstanden. Nur sie bemühten sich um das Finden eines Kompromisses, um das Anpassen an die sich rasch ändernde Gesellschaft, um den Zusammenhalt der Vereinigten Staaten. Den Unterdrückern ging es stets um die Erhaltung oder Erweiterung ihrer eigenen Macht.

Donald Trump machte aus seiner eigenen Vorliebe für White Supremacy nie ein Geheimnis. Und er scheute sich auch nicht, die bewährten Tricks und Kniffe aus der rassistischen Mottenkiste der amerikanischen Geschichte auszugraben. Er behauptete steif und fest, Barack Obama, der erste schwarze Präsident, sei im Ausland geboren worden und somit unwählbar. Er leitete Verschwörungstheorien weiter. Zum Beispiel die Behauptung von Qanon, Demokraten seien satanische Päderasten, die unschuldige Kinder foltern und morden. Und auch der Sozialismus-Vorwurf durfte nicht fehlen: Der eher milde Mitte-Links Politiker Joe Biden wurde im aktuellen Wahlkampf vom Trump-Lager mit einigem Erfolg als radikaler Linker und gottloser Kommunist verpönt.

Donald Trump hat seine willige Basis in den letzten Jahren aus der komplexen Wirklichkeit des heutigen Amerika in eine Scheinwelt, ein fiktives «Great America» geführt, in dem die Welt noch in Ordnung ist. Allerdings ist es eine sehr rückwärtsgewandte und sehr Weiße Ordnung, die alles Andersartige, Abweichende und Unerwünschte ausgrenzt. Unerwünscht sind zum Beispiel ethnisch gemischte Wohnquartiere, nicht-traditionelle Familienformen und Umweltschützer. Willkommen sind eigentlich nur Amerikanerinnen und Amerikaner, die stramm rechtskonservativ denken. Es ist das Amerika einer ideologischen Minderheit, die der Mehrheit ihren Willen aufdrücken will. Sogar – oder besonders - dann, wenn es um die Sicht auf die Vergangenheit geht. Vor kurzem wies Präsident Trump die Lehrkräfte an, in der Schule mehr Heldenverehrung und weniger kritische Geschichtsschreibung etwa zum Thema Sklaverei zu unterrichten. «Unsere Jugend soll Amerika von ganzem Herzen und mit ganzer Seele lieben lernen», sagte er.

An all dies musste ich denken, als ich den Patriot's-Pen-Aufsatz meiner Enkelin in die Hand nahm. Welches Amerika soll sie lieben? Welcher Patriotismus wird von ihr verlangt? Welche unmögliche Aufgabe für ein Kind, Loyalität zu einem Land zu beschreiben, das eigentlich gar keines mehr ist. Wie soll sich ein so junger Mensch überhaupt zurechtfinden in diesen Uneinigen Staaten von Amerika?

3. Musikeinlage Adoration. 44 sec. (von 1.08 – 1.52)

Kurzvariante:

22 sec. (von 1.30 – 1.52)

«Adoration», also Bewunderung oder Anbetung, heißt das spätromantische Stück der afroamerikanischen Komponistin Florence Price, das diese Sendung begleitet. Es ist eine besinnliche, ja wohltuende Musik. Ich brauche solche entlastenden Momente, denn ich schreibe nicht nur über dieses geteilte Land, ich wohne hier. Und wie so viele Amerikanerinnen und Amerikaner bin auch ich oft ganz einfach erschöpft von der Corona-Krise, die nun täglich über 100'000 Neuansteckungen und 1'000 Todesopfer vermeldet. Von den neuesten Eskapaden der abtretenden Trump-Regierung. Von der nicht abreißen Gewalt.

Musik verschafft mir Raum zum Atmen und zum Auftanken. Doch wegen der Corona-Krise sind in Vermont alle meine Chor- und Orchesterproben bis auf weiteres gestrichen. Den Sommer über spielte mein Streichquartett maskiert und distanziert im Freien, doch auch das ist jetzt nicht mehr möglich. In der Not haben mein Mann und ich uns zu einer musikalischen Kleinstgruppe zusammengeschlossen und ein kleines Programm mit Musik und Gedichten von schwarzen Künstlerinnen und Künstlern zusammengestellt. Die Musik, die wir unseren Freunden und Bekannten virtuell ins Wohnzimmer bringen werden, soll schön sein, harmonisch, aber nicht abgehoben von der Realität.

An der lokalen Black Lives Matter Kundgebung letzten Mai haben die jungen afroamerikanischen Redner und Rednerinnen uns vorwiegend älteren und weißen Menschen gesagt, wir sollten erst einmal zuhören. Gut und gründlich zuhören, was People of Color über Polizeigewalt zu sagen haben. Lernen, wie die Nachkommen

von versklavten Menschen die Gründungsgeschichte der USA sehen. Wahrnehmen, wieviel Rassismus nichtweiße Amerikaner jeden Tag erleben. Und auch anerkennen, was Afroamerikaner wirtschaftlich und kulturell beigetragen haben zum Reichtum dieses Landes.

Ich habe das Hinhören wörtlich genommen und ein wenig nachgeforscht, was es denn in der klassischen Musik, die mir besonders nahesteht, an afroamerikanischen Kompositionen gibt. Florence Price, die von 1887 bis 1963 erst im rassensgetrennten Süden der USA und später in Chicago lebte, hat mich besonders interessiert. Sie war die Tochter einer weißen Lehrerin und eines schwarzen Zahnarztes und als Person of Color an den meisten Konservatorien nicht zugelassen. Ihre Mutter riet ihr, sich als Amerikanerin mexikanischer Herkunft auszugeben. Florence Price ist die erste Schwarze Frau, deren Werk von einem bekannten amerikanischen Symphonieorchester uraufgeführt wurde. Das geschah 1933 in Chicago unter dem merkwürdigen Konzerttitel «The Negro in Music». Als die Komponistin zehn Jahre später dem Dirigenten des Bostoner Symphonieorchesters ein neues Werk anbot, begann sie den Brief mit den Worten: «Fürs Erste: habe zwei Behinderungen – die des Geschlechts und die der Rasse. Ich bin eine Frau, und ich habe Negro-Blut in meinen Adern.» Es gibt nicht viele kommerzielle Aufnahmen der Musik von Florence Price. Ein Großteil ihres Werkes ist erst kürzlich in einem zerfallenen Ferienhaus gefunden worden. Jetzt wird Geld gesammelt, um ihr Erbe überhaupt erst hörbar zu machen.

Der zweite Teil unseres Hauskonzerts wird den Spirituals gewidmet sein, einer Musikgattung, die in meiner Schweizer Kindheit pauschal als «Negermusik» abgetan wurde. Diesen Herbst erhielt ich «Nachhilfeunterricht» von einem talentierten afroamerikanischen Musiker aus Chicago. Er erklärte wie wichtig diese innigen und sehr religiösen Lieder über das Leiden und die Aussicht auf ein besseres Leben für das Überleben der afroamerikanischen Bevölkerung von Anfang an war. Und auch warum sie es immer noch sind. Wenn ich ihm beim Singen zuhörte, begriff ich, dass das Jenseits und das Diesseits sich in dieser Musik vermischen. Der gleiche Spiritual kann als Anbetung einer himmlischen Gottheit oder als Kampfansage an weltliche Herren verstanden werden. „Hold on, just a little while longer, everything will be alright“, heißt es in einem meiner Lieblingssongs. «Nur noch ein wenig durchhalten, alles wird gut.»

4. Musikeinlage Adoration. 60 sec. (1.52 -2.52)

Kurzvariante:

33 sec. (2.19- 2.52)

In Bezug auf die vom Wahlsieger Joe Biden oft beschworene «Seele der Nation» kann ich im Moment allerdings nicht sehen, wie sich alles zum Guten wenden könnte. Zwar war die Stimmbeteiligung so hoch wie seit hundert Jahren nicht mehr. Das ist gut! Doch das Land ist gespaltener denn je. Die Risse zwischen denen, die republikanisch und denen die demokratisch stimmten, sind fürs erste noch tiefer geworden. Manche Kommentatoren sprechen bereits von einem «leisen Bürgerkrieg» zwischen dem roten und dem blauen Amerika. Wenn das stimmt, ist es

ein sehr ungleicher Kampf, der mich an die harten politischen Auseinandersetzungen erinnert, die ich 1968 als linke Jugendliche mit meinem solide bürgerlichen Vater führte.

Ich glaube, unser Hauptproblem war nicht, dass unsere Ansichten so verschieden waren, sondern dass wir uns gar nicht darüber verständigen konnten, was Sache ist. Wir sprachen, wenn es um Politisches ging, nicht die gleiche Sprache. Wir konnten nicht verstehen, was der andere sagen wollte.

Ich suchte nach Gesellschaftsmodellen, die allen gerecht werden könnten, Frauen wie Männern, Fremden wie Einheimischen, Arbeiterinnen wie Unternehmern. Meine Ideen und Ideale waren hochgreifend, vorläufig, veränderbar, experimentierend. Ich brauchte die Diskussion, um in meinen Überlegungen weiterzukommen. Mein Vater hingegen hatte felsenfeste Überzeugungen, die er nicht hinterfragen wollte oder konnte. Kritische Einwände und neue Vorschläge meinerseits empfand er als konkrete und unmittelbare Bedrohung. Immer ging es ihm um die Erhaltung von Macht und die Verteidigung des Status quo. Sieben linksradikale Schweizer Bundesräte waren das Schlimmste, was er sich vorstellen konnte.

Als ich seine tiefe Angst vor Veränderung begriffen hatte, entspannte sich die Situation. Wir wanderten mehr und diskutierten weniger. Doch ich habe nie wirklich verstanden, ob und wie man diese Asymmetrie zwischen einem dynamisch-hoffnungsvollen und einem statisch-defensiven Denken aufheben kann.

Heute ist es nicht mehr der Vater, sondern mein frei gewähltes Vaterland, das mich und meine nicht-trumpistischen Mitbürger vor dieselbe Frage stellt: Wie können wir offenbleiben, wenn wir auf verhärtete Positionen stoßen? Wie können wir einladen, wo andere ausgrenzen? Wie finden wir eine Sprache, die von allen verstanden wird? Wie gehen wir mit den sehr realen Ängsten um, die unsere Kommunikation blockieren? Wie vereinigen wir diese Uneinigen Staaten von Amerika?

Ich nehme noch einmal den Patriotismus-Aufsatz meiner Enkelin hervor. Vielleicht hat sie eine Lösung? Das gerade nicht, doch sie verbreitet eine schöne Zuversicht, wenn sie schreibt: «Patriotismus heißt für mich, dass wir unser Land lieben sollen. Doch nur wenn wir gleichzeitig die Regierenden herausfordern, wird das Land wachsen und besser werden. Wenn das geschieht, können wir alle mit gutem Grund stolz und patriotisch sein.»

Ich nehme nicht an, dass ihr Beitrag eine «Patriotenfeder» gewinnen wird. Doch möchte ich den lautstarken Patrioten mit den großen Fahnen zu bedenken geben, dass man ein Land nicht lieben kann, ohne alle seine Bewohnerinnen und Bewohner zu lieben oder wenigstens zu respektieren.